

# Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse  
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

## Mädchenlied.

Soll ich ihn lieben, soll ich ihn lassen,  
Dem sich mein Herz schon heimlich ergab?  
Soll ich mich üben, recht ihn zu hassen,  
Rate mir gut, doch rate nicht ab.

Wild ist er freilich, hastig von Sitten.  
Keiner begreift es, wie lieb ich ihn hab.  
Aber so heilig kann er auch bitten,  
Rate mir gut, doch rate nicht ab.

Reichere könnt ich, weisere haben,  
Gut ist im Leben ein sicherer Stab.  
Keiner doch gönnt ich den wilden Knaben —  
Rate mir gut, doch rate nicht ab.

Laß ich von schlimmer Wahl mich bethören,  
Besser, ich legte mich gleich in das Grab,  
Klug ist es immer, auf Rat zu hören,  
Rate mir gut, doch rate nicht ab. Paul Heyse.

## Meine Wohnungssuche in Berlin.

Humoreske von R. Litten.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Ich lächelte befriedigt. Ich habe nämlich manchmal in punkto Namen untrügliche Eingebungen und denke deswegen ernstlich daran, mich nächstens einer spiritistischen Gesellschaft vorzustellen.

Also: „Ich danke Ihnen, Fräulein Rieke; aber ich finde die Zimmer nicht für mich geeignet.“

Sie neigt mir ihr feuriges, verzogenes Angesicht zu.

„Aber warum nicht, gnädiges Fräuleinchen?“ fragte sie mit großer Dringlichkeit. „Die Zimmer,“ sie stieß die Thür nach einem kleineren, sehr behaglichen Nebenraum auf, „sind doch gewiß wunderschön, und billig kriegen sie Fräuleinchen auch. Frau Rätin sind sehr reich und wollten nicht vermieten, um Geld zu verdienen.“

„Ja, warum denn aber sonst, Rieke; etwa zu ihrem puren Vergnügen?“

Die brave Behlauerin sah mit ihren runden, ehrlichen Augen zu mir auf. „Ach nee, Fräuleinchen liebes! Es ist man bloß wegen die Angst.“

„Wegen die Angst, Rieke?“



Zur Kirche. Nach dem Gemälde von S. Glücklich.

„Ja, sehen Sie, weil doch die Fenster hier nach dem Garten heraus so niedrig sind, und wir erfahren haben, daß bei dem alten Herrn, der vor uns hier gewohnt, mal nachts eingestiegen ist. Das alte Männchen ist aber aufgewacht und hat ganz schrecklich geschrien, da hat der Spitzbube Reißaus genommen.“

Rieke sah sich furchtsam um.

„Sie sagen zwarst, es ist ein Student gewesen, der auch hier ins Haus wohnt und in seinen Kausch ins falsche Fenster gestiegen ist. Aber wer das glaubt! Seitdem grauen wir uns immer abends so sehr, und nicht um tausend Thaler möcht ich oder Frau Rat in diese Zimmer schlafen.“

„Ich auch nicht, Rieke,“ sagte ich überzeugungstreu und verschwand.

Ein wenig deprimiert folgte ich meinem Ariadnesfaden, der mich ins nächste Haus wies. Gar so leicht schien es doch nicht für mich zu sein, ein Unterkommen zu finden. O Aurora, ich fing bereits an, in Sehnsucht und Neue Deiner zu gedenken. Wieder einmal wurden mir auf mein Klingeln die Pforten eines Hauses geöffnet, wieder reichte ich einem dienstbaren Geist meine Karte und wurde in einem Empfangs-

zimmer, vorläufig allein, meinem Schicksal überlassen. Ich sandte soeben ein Stoßgebet zu den Penaten des Hauses — ich war müde und hungrig und hätte schon herzlich gern meine Irrfahrt beendet — als ich im Nebenzimmer einen hellen Aufschrei vernahm.

„Ganna Thorsten? Wirklich, Ganna, Thorsten? Das ist ja reizend!“

Ah, die Dame des Hauses hat meine Karte erhalten, sie hat von mir gelesen, kennt wahrscheinlich mein Buch. Ich ziehe meine Taille in der Taille glatt, werfe einen verstohlenen Blick in den Spiegel, ich möchte gern auf eine so gebildete, mit den litterarischen Erzeugnissen der Neuzeit vertraute Dame einen günstigen Eindruck hervorbringen, da öffnet sich eine Thür, eine kleine, runde Dame im losen, roten Morgengewande kommt rasch, wie eine ins Rollen gebrachte Feuerkugel auf mich zu und umfängt mich fest mit beiden Armen. Wie begeistert sie von meinem bescheidenen Talent ist, mir kommen die Thränen ins Auge.

„Gnädige Frau“, stammle ich gerührt.

Da lacht sie hell auf und schiebt mich mit ausgestreckten Armen von sich.

„Aber Herzenskind, liebes, wozu die steife Anrede? Wenn wir uns auch in acht langen Jahren nicht gesehen, die Thatsache bleibt fest, daß wir zusammen die Schulbänke gedrückt, sogar zusammen einen Verehrer hatten. Weißt Du noch, Schatz, den langen Löwen, den wir so entzückend genial fanden seiner schauerhaften Berle wegen, und den wir dann beide so gründlich verachteten, weil er uns in ein und derselben Tanzstunde ein und dieselben rosigen Briefchen mit glühenden Versen, die alle auf Liebe und Triebe, Sonne und Wolke, Herzen und Schmerzen endeten, in die Hand drückte? Nur die Widmungen waren anders. „Meiner Muse“, stand über Deinen, „Meiner Sylphide“ über meinen Versen. „Sylphide“ nannte mich damals die ganze Prima. Na, die sollten mich jetzt sehen: wohlgezählte 75 Rilo und alljährlich Marienbad. Dabei radle ich, liebster Engel, und esse prinzipiell weder Kuchen noch süße Speisen. Mein armer Otto — daß er nun schon vier Jahre ruht, weißt Du — hat aber stets gesagt: „Niel, das nützt Dir nichts, das liegt bei Euch in der Familie; seh Dir nur bloß Deine Mutter an.“ Was hast Du nur gesagt, daß der arme Otto so bald ins Gras beißen mußte? Ein Mann wie ein Baum und so herzensgut. Ich war ja zuerst ganz trostlos; ich versichere Dir, es fehlte nicht viel, daß ich ihm freiwillig ins Jenseits gefolgt wäre! Wir lebten ja wie die Kinder zusammen; nie ein böses Wort, das kann ich Dir zuschwören. Aber wie das so geht, nach und nach beruhigte ich mich und suchte dem Leben die beste Seite abzugewinnen. Aber heiraten will ich nicht wieder, obgleich genug da sind, die sich um mein Vermögen bewerben und meine 75 Rilo — eigentlich sind es 80, doch das sage ich nur Dir — mit in den Kauf nehmen wollen. Ich bitte Dich, Liebste, eine reiche Wittwe — Du weißt, ich bin von Hause aus vermögend, dazu hat mir Otto noch einen anständigen Vagen hinterlassen — die noch dazu keine Kinder hat, könnte ein Scheusal sein, einen Mann fände sie darum doch. Aber einen solchen, wie meinen armen Otto, finde ich doch nicht wieder, und darum ziehe ich es vor, mir meine Freiheit zu wahren. Nun sage aber endlich, Kind, wie geht es Dir? Noch immer kein Trauring an der schlanken Hand. Warum in aller Welt hast Du eigentlich nicht geheiratet, Ganna? Zur alten Jungfer hattest Du doch nie das Zeug! Da ist wohl irgend solche Herzensgeschichte schuld daran! Ein bißchen poetisch und romantisch warst Du ja immer! Sag mal, dichtetst Du eigentlich noch? Und die netten Märchen, die Du heimlich in der Schule in der Rechenstunde schreibst. Sheherezade nannten wir Dich! Wie hast Du mich denn eigentlich hier entdeckt? Wußtest Du denn, daß ich seit kurzem von Dresden, wo ich mit Otto gelebt hatte, hierher übersiedelt bin? München gefällt mir ja eigentlich besser; seit ich mit Otto die Hochzeitsreise dorthin machte, hab ich eine Faible für die Stadt, aber ich mochte mich doch nicht so weit von meines armen Otto Grab entfernen. Aber nun sprich doch endlich, Ganna, Du bist ja beängstigend schweigsam, so warst Du doch früher nicht.“

Sie schwieg notgedrungen, um Atem zu schöpfen, und ich benutzte rasch die Pause, um ihr meine Anwesenheit, die sicher auf eine Verwechslung der Hausnummern meinerseits zurückzuführen sei, zu erklären.

Sie ließ mich kaum ausreden, sprang wieder auf und umarmte mich stürmisch.

„Das ist ja himmlisch, Liebchen, das ist ja gottvoll! Du hast Dich durchaus nicht geirrt; ich bin die Dame, die der Zimmer wegen annonciert hat. Es ist nämlich ein bißchen einsam um mich herum, mit Gesellschafterinnen habe ich kein Glück, darum wollte ich versuchen, auf solche Art eine sympathische Hausgenossin zu gewinnen. Natürlich kommst Du zu mir, gefallen wird es Dir schon, Du sollst ein komfortables Nestchen finden und auch sonst über nichts zu klagen haben. Nicht wahr, es wird herrlich sein! Wir werden zusammen ausgehen und abends, wenn wir nicht im Theater oder Konzert sind, reizende Plauderstündchen haben. Es wird ein entzückendes Zusammenleben sein! Wann kommst Du zu mir? Kann

es nicht gleich geschehen? Warte, ich werde Dir gleich Dein zukünftiges Reich zeigen.“ Ich erhob mich gleich ihr und legte ihr die Hand auf die runde Schulter.

„Sei mir nicht böse, Lischen, wenn ich Deinen Vorschlag nicht annehme. Aber ich habe noch immer die üble Angewohnheit, unnützes Zeug zu schreiben, und dazu brauche ich Ruhe.“

Meine Jugendgefährtin sah mich aus ihren blauen Kinder-Augen erstaunt an.

„Aber, Kind Gottes, die hättest Du doch bei mir. Meine Kleinen schreiben nicht, und in meinen Mußstunden spiele ich weder Waldhorn noch Trommel.“

Ich lachte: „Das glaube ich Dir gern, Lischen; aber es geht wirklich nicht. Und nun muß ich Dir Adieu sagen, meine Zeit ist heute knapp bemessen.“

Sie sah mich mit ehrlichem Bedauern an. „Schade, sehr schade“, sagte sie kleinlaut, „es wäre so schön gewesen. Aber versprich mir wenigstens, daß Du bald wieder kommst und recht lange bei mir bleibst. Ich habe Dir noch so viel zu erzählen von zu Hause, besonders von meinem Bruder Georg, der richtig die kleine Meier geheiratet hat. Du weißt, er scherwenzelte schon immer als Student um sie herum, obgleich sie keinen Pfennig Mitgift hat, und ihr Großvater Schneider war. Mama war natürlich dagegen, aber was sollte sie thun? Die Männer sind ja so schrecklich eigensinnig. Und Trude Lenhardt ist richtig zur Bühne gegangen! Ich hab sie mal in Dresden als Claire im „Hüttenbesitzer“ gesehen. Ein mäßiger Gemüß, weißt Du. Hast Du Dir „Johannes“ angesehen? Wunderbar, grandios, nicht wahr? Ja, der Sundermann.“ Ich war schon nach zärtlichem Abschied auf der Treppe, als sie noch einmal die Korridorthür aufriß.

„Hör mal, Schatz, was ich noch sagen wollte: „Wenn Du wieder kommst, vergiß nicht, mir was von Dir zum Lesen mitzubringen, ich interessiere mich natürlich ganz furchtbar dafür.“

Mit der festen Ueberzeugung, daß die gute Elise mich, wenn ich zu ihr zöge, totreden würde, wie sie sicher ihren armen Otto einst totgeredet hatte, verließ ich das Haus. Nun mußte ich mich aber vor allen Dingen erholen, ich war total erschöpft. Ich ließ mir in einer Konditorei, die ich bald erreichte, eine Tasse Chokolade geben und musterte zerstreut die wenigen anwesenden Gäste.

Unweit vor mir saß eine Dame in mittleren Jahren, welche mit sorgenvollem Gesicht in einem Haufen vor ihr liegender Zeitungen blätterte und sich Notizen in einem Büchlein machte. Ich warf einen neugierigen Blick hinüber. Natürlich: „Wohnungs-Anzeiger“, „Bosjische“ usw. Die Aermste! Ich hätte ihr gern teilnehmend die Hand gedrückt; aber sie erhob sich eben mit einem tiefen Seufzer und verschwand. Ich that desgleichen. Ich hatte noch eine Nummer in meinem Verzeichnis zu absolvieren, ehe ich mir für heute Ruhe gönnen konnte. Also: Auf nach der Zietenstraße, gottlob, nur nach einer Parterrewohnung!

Eine bildschöne, ältere Dame, deren rosiges Gesicht unter weißen Haaren wie eine Rose im Schnee hervorleuchtete, hieß mich willkommen und sprach ihre Freude über mein Erscheinen aus. Es war überhaupt merkwürdig, mit welcher Herzlichkeit ich überall an dem Tage begrüßt wurde; ich hatte bisher gar nicht geahnt, welch Zauber von meiner bescheidenen Persönlichkeit ausging. Ich wurde also in einen hübschen Salon geführt, mußte Platz nehmen, mich auf Herz und Nieren prüfen lassen und hörte dann erst, daß gewünschte Räume zu meiner sofortigen Verfügung ständen, da die alte Dame, die sie seit achtzehn Jahren — die Zahl wurde sehr nachdrücklich betont — inne gehabt, vor kurzem eines seligen Todes verblieben sei. Es war eine sehr stimmungsvolle und rührende Geschichte, die sich an dieses traurige Faktum knüpfte, der reinste Sturm, deren Ausnutzung ich mir aber selbst für später vorbehalte, was ich hiermit ausdrücklich den geehrten Kollegen und Kolleginnen, die mich freundlichst auf meiner Wohnungssuche begleiten, gegenüber bemerke.

Es handelte sich nämlich um ein Fräulein aus guter Familie, das in den Tagen der Rosen sehr schön und bezaubernd gewesen war. Aber es war auch sehr thöricht gewesen, indem es sich darauf capricierte, eine lebende Illustration zu der alten Geschichte zu bilden, die ewig neu bleibt. Es verschmähte den, der es in Schmerzen liebte und hängte sein Herz an einen Mann, der nichts damit anzufangen mußte, weil er längst eine andere erwählt. Zur Strafe für diese Thorheit wurde das arme Fräulein von einem unerbittlichen Zauberer, „Zeit“ genannt, so nach und nach in ein einsames, altes Jüngferlein verwandelt. Da es daneben aber noch ein recht armes war, hoffte es sehnsüchtig auf eine Stiftsstelle, die ihm der einst Verschmähte, — der inzwischen eine gewaltige Stütze im Staate geworden war, ich denke ihm mir kahlhäutig, mit einer weißen Weste, die sich in der Gegend des Magens imponierend wölbt — ausgewirkt hatte, und die ihr werden mußte, wenn die derzeitige Inhaberin derselben es vorzog, ihren Platz im Stift endlich mit dem im Himmelreich zu vertauschen. Aber diese gute, alte Dame hatte gemeint, besser den Spaz in der Hand, als die Taube auf dem Dache, und darum hatte sie ihr warmes Plätzchen so lange

festgehalten, daß es eigentlich unbescheiden war. Als sie es dann endlich und auch nur notgedrungen räumte, war ihre ihres Winkes harrende Nachfolgerin auch bereits recht klapprig geworden. Aber sie hatte es sich doch nicht nehmen lassen, selbst das Diplom, das sie zur Würde einer Stiftsdame erhob, vom Kuratorium abzuholen und war dann beseligt heimgekehrt, freilich nur bis zur Schwelle ihrer Wohnung.

Die rosige Matrone, die mir das alles höchst anschaulich vortragen, fuhr sich mit ihrer hübschen, weißen Hand gerührt über die Augen.

„Denken Sie nur, Fräulein, als mein Mädchen ihr am nächsten Morgen den Kaffee bringen will, findet sie die arme, alte Dame tot und steif vor ihrer Zimmerthür liegen. In einer ihrer erstarrten Hände hatte sie den Schlüssel, mit dem sie öffnen gewollt, in der anderen das große, rotgesiegelte Diplom. Am Ziel ihrer Wünsche war sie von einem Herzschlag dahingerafft worden.“

„Und das wurde nicht eher bemerkt, gnädige Frau? Liegen denn die Räume so isoliert?“

Die Angeredete lächelte gütig.

„Ein wenig, mein liebes Fräulein; aber das wird Ihnen doch gerade konvenieren. Sie betonten doch ausdrücklich, daß Ihnen an einem ruhigen Heim gelegen ist; und ruhiger, die Versicherung kann ich Ihnen geben, können Sie in ganz Berlin nicht wohnen.“

liebsten geweint. Um mein stark erschüttertes Selbstbewußtsein wieder einigermaßen aufzurichten, ging ich zu Sofy. Ich wollte dort erst ein wenig rasten, ehe ich mein nahe gelegenes Heim aufsuchte. Halbtot vor Abspannung nahm ich im Garten Platz und schaute mit halb geschlossenen Augen auf den weiten, sonnenbeschiedenen Potsdamer Platz vor mir. Berlin ist eine schöne Stadt, am schönsten wenn die Sonne darauf niederlacht; aber — eine Stätte muß man doch in ihr haben, wo man abends sein müdes Haupt zur Ruhe legen kann. Vorläufig hatte ich eine solche; aber der erste April war vor der Thür und dann? —

Ich öffnete meine Augen, um einen flehenden Blick gen Himmel zu werfen. Als ich sie wieder senkte, gewahrte ich eine Dame, die soeben vor der Thür des Cafés aus einer Droschke stieg und nun, merkwürdig müde und abgespannt aussehend, nach kurzem Umblück auf meinen Tisch zuschritt. „Sie gestatten, meine Gnädige?“ fragte sie höflich und legte ein Notizbüchlein, das sie trampfhaf in der Hand gehalten, vor sich auf den Tisch. Ah richtig, das war ja die Dame, die ich heute schon einmal erblickt. Ich sprach sie an und bald waren wir ins Plaudern gekommen. Sie war eine lebenswürdige, sympathische Frau, die gleich mir unzählige Treppen auf- und abgewandert, ohne das zu finden, was sie suchte. Sie gebrauchte fünf Zimmer für sich und eine gleich ihr verwitwete Schwester, und gerade in dieser Anzahl hatte sie nichts passendes



Wohnungen für Sommerfrischler in Kalifornien. (Die Halbinsel Belvedere mit den Schiffsachen.)

Diese Versicherung erschien mir völlig glaubwürdig, als ich die Stätte kennen lernte, wo das seltsame, alte Fräulein fast zwei Dezennien von seinen Erinnerungen gezehrt hatte. Der Raum war durch einen langen Korridor von der Wohnung meiner scharmanten Führerin getrennt und ging auf einen grabesstillen, winzigen Hinterhof hinaus.

„Ich muß offen bekennen, gnädige Frau, daß ich nicht begreife, wie man mir zumuten kann, in diesen Räumen zu hausen.“

Die hübsche Matrone lächelte erstaunt.

„Aber liebes Fräulein, was haben Sie denn eigentlich an der Wohnung auszusetzen?“

Ich war starr. „Aber das sogenannte Schlafgemach ist ja nichts weiter als ein Hängeboden, und dieser Raum hier besitzt keinen Ofen.“

„Ah,“ sie schob ein wurmfressiges Schränkchen bei Seite, „da muß ich doch sehr um Entschuldigung bitten! Dieses hübsche Gasöfchen heizt ganz nett, und übrigens, wenn es kalt ist, nützt auch der riesigste Kachelofen sehr wenig.“

Ich verbeugte mich steif. „Nein, ich danke und verzichte in jedem Falle. Ich wünsche mir denn doch eine meiner würdigere Umgebung, als diese da.“

Als ich glücklich wieder auf der Straße war, hätte ich am

gefunden. Eine ihren sonstigen Wünschen sehr entsprechende Wohnung hatte sie freilich entdeckt; sie war reizend gelegen und preiswert, nur bestand auch sie aus zwei Zimmern mehr als eben nötig. „Wie wärs, gnädige Frau, wenn Sie diese beiden überflüssigen Zimmer mir abgäben? Aber vor allem gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle.“ Ich reichte ihr meine Karte; sie warf einen Blick darauf und sah mich freundlich an.

„Hanna Thorsten, die Schriftstellerin, deren hübsches Buch —“ sie nannte den Titel, den ich aber absichtlich an dieser Stelle nicht wiederhole; ich weiß, jeder Leser dieser Zeilen würde dann sofort in die nächste Buchhandlung stürmen, um das Werk zu erstehen, und ich hoffe Reklame, selbst die ungewollteste — also: „deren hübsches Buch mir so viel Freude gemacht hat?“

Sie reichte mir ihre Hand. „Vielen Dank, mein liebes Fräulein, und Glück auf zu fernem erprießlichen Schaffen.“

Welch eine reizende, liebe Dame! Ich hätte sie umarmen mögen. Ich drückte ihr die Hand, daß sie schmerzhaft zusammenzuckte, und dann gingen wir näher auf meinen Vorschlag ein. Das Resultat war, ich will es zur Beruhigung mitfühlender Leser sofort berichten, ein gutes. Zur Zeit brach ich mein Zelt bei Fräulein Schulz, der Sangeswütigen, ab und siedelte mich bei meiner neuen lebenswürdigen Bekannten an.

# — ♦ — Etwas Anderes. — ♦ —

Novelle von Paul Blif.

[Nachdruck verboten.]

Es ist ein sonnenheller, warmer Frühsonnertag. Nicht ein Lüftchen regt sich. Leise plätschernd wälzen die Wellen sich an den Strand — eine überholt die andere und mit Schaum und Gischt werfen sie sich auf den Sand und Kies der Düne — immer das gleiche monotone Geräusch.

Fräulein Lucie sitzt in einem Strandkorb und schaut sinnend auf das Meer hinaus, auf dem die gelben Reflexe des Sonnenlichtes wie Millionen kleiner Kobolde hin und her hüpfen. Plötzlich fährt sie aus ihren Träumereien auf. Sie hört Schritte im Kies. Schnell schiebt sie den Holzschieber zurück und lugt durch die Oeffnung. — Er ist es! — Dann schiebt sie das Guckloch wieder, nimmt den Romanband schnell auf, sieht hinein, und thut so, als gehe sie das Treiben der Welt nicht im Geringsten an.

Nun klopf jemand an die Wand des Korbes.

„Herein!“ ruft lachend die Kleine.

Und mit einem male steht der Doktor Witfeld vor ihr und schaut sie mit einem etwas enttäuschten Gesicht an. „Pardon, gnädiges Fräulein, ich wollte nicht stören.“

„Sie stören nicht, Herr Doktor.“

Er lächelt geschmeichelt, sagt dann mit leichter Ironie: „Ich dachte nämlich, Frau von Lashwitz säße hier drin.“

Die Kleine ist ganz rot geworden.

„Eine charmante Dame, diese Baronin-Witwe, was?“ Er fixiert das junge Mädchen und freut sich, sie so hilflos und verlegen zu sehen.

„Ich kann Ihre Bewunderung nicht teilen. Nach meinem Geschmack ist diese Baronin doch ein wenig zu mondain, — eine Skandalgeschichte jagt ja die andere,“ entgegnete das Fräulein mit hochrotem Gesicht und in ehrlicher Enttäuschung.

Er lacht laut auf. „Natürlich! Und das macht sie ja gerade so interessant bei den Männern. Fin de siècle! Lustig soll das Jahrhundert zur Reize gehen! Après nous le déluge!“

Die Kleine sagt gar nichts darauf, aber sie beugt sich so tief nieder über ihr Buch, daß er ihr Gesicht nicht sehen kann. Sie ist dem Weinen nahe.

Plötzlich fragt er ganz unvermittelt: „Sagen Sie, Fräulein Lucie, ist es wahr, daß der dicke Fabrikant um Ihre Hand angehalten hat?“

Mit großen fragenden Augen sieht sie ihn an. „Wer hat Ihnen das gesagt?“

Vor seinen zwingenden Blicken schlägt sie die Augen nieder, wird noch verwirrter und weiß nicht, was sie sagen soll.

Lächelnd, leicht ironisch spricht er weiter. „Ueberlegen Sie das genau, Fräulein Lucie — der Dicke hat eine schwere Menge Geld und ist in jeder Beziehung eine glänzende Partie, und die Hauptsache, er wird ein gehorsamer Ehemann werden.“

Nun hat sie ihre Schwäche überwunden und geht scheinbar auf seinen leichten Ton ein. „Weshalb dürfte er ein gehorsamer Ehemann werden?“ fragte sie lächelnd.

Und er sagte feierlich ernst: „Weil er seit Jahren an das Regiment der Frauen gewöhnt ist. Mutter und Schwester führen ihm den Haushalt. Er hat sich um nichts zu kümmern brauchen. Denken Sie, wie viel leichter hat es da die Gattin, als wenn sie einen verlotterten Junggesellen nimmt, der seit Jahren nur auf sich allein angewiesen war — wie zum Beispiel ich!“ Lachend schaut er sie an.

Auch die Kleine lacht nun. „Machen Sie sich doch nicht schlechter als Sie sind!“

„Mein, wirklich, liebes Fräulein! Sie kennen mich eben noch nicht! Ich habe gar keine Qualitäten zum Ehemann. Erstens bin ich ein armer, sagen wir ein relativ armer Rechtsanwalt, zweitens bin ich flatterhaft, dann launisch, egoistisch, nervös und endlich bin ich ein zu moderner Mensch, der eben partout nicht mehr an die Heiligkeit der Ehe glauben kann. — Nun sagen Sie mal offen: möchten Sie so einen Gatten haben?“

Das Fräulein wollte lachen, aber die Bitterkeit quoll hoch in ihr und der Schmerz, den ihr diese Worte verursachten, zwang ihr einen wehen Zug ins Gesicht und endlich brachte sie halb gequält die Worte heraus: „Mit Ihnen ist ja überhaupt kein ernstes Wort zu reden!“

„Also ernsthaft, Fräulein Lucie, nehmen Sie den Dicken. Glauben Sie mir, die Liebe kommt später allein. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier.“

„Also, ernsthaft, Herr Doktor: ist das Ihre ehrliche Ueberzeugung?“

„Mein Wort darauf!“

„Nun, dann danke ich Ihnen für den guten Rat!“ Mit herber Bitterkeit schleuderte sie ihm die Worte zu.

Einen Augenblick zögerte er, dann: „Mit anderen Worten, ich bin nun verabschiedet, was?“

Sie schweigt und sieht in ihr Buch.

„Also kann ich gehen, was?“

Noch immer schweigt sie.

„Sie rufen mich ja doch zurück!“

„Versuchen Sie es doch einmal!“

„Ich weiß es bestimmt!“

„Nichts wissen Sie!“

„Also, Adieu und viel Glück!“

„Adieu!“

Er geht, ohne sich umzusehen, die Strandpromenade entlang: „bah, so 'n Gänzchen,“ denkt er, „kaum zwanzig Jahr — mir zu junges Gemüse.“ Trällernd und lustig geht er weiter.

Er geht weiter! denkt die Kleine und zittert am ganzen Körper und hebt bei dem Gedanken, daß er nicht, nie mehr zurückkommen könnte — endlich zieht sie behutsam den Schieber auf und sieht durch

das kleine Guckloch und als sie seine Gestalt dort weit hinten sehen sieht, ihn weiter und weiter schreiten sieht, bis sie ihn schließlich überhaupt nicht mehr sehen kann, da kommt all das Weh, das sie so lange zurück gedrängt hatte, nun mit elementarer Gewalt hervor, und laut ausschlagzend begräbt sie das so heilige Glück ihrer ersten, wahren großen Liebe.

Langsam, monoton plätschern am Strand die schäumenden Wellen . .

\* \* \*

Fünf Jahre später.

„Kommen Sie doch, Doktorchen,“ ruft der Fabrikant Hellendorf und zieht den Rechtsanwalt Witfeld ins Lesesaal, „meine Frau wird sich ganz unbändig freuen, so einen guten alten Bekannten hier wieder zu finden.“

Nur sträubend folgt ihm der Anwalt in den Lesesaal.

„Hier, Lucie,“ bringe ich Dir Deinen alten Kourmacher wieder,“ lacht der dicke Herr. „Damals, vor fünf Jahren, war er mir ein gefährlicher Nebenbuhler!“

„Gnädige Frau!“

Frau Hellendorf errötet leicht, faßt sich aber gleich wieder und sagt lächelnd: „Guten Tag, Herr Doktor! Auch wieder mal an der See?“

„Noch die einzige Rettung für uns arme abgehekte Berliner. Hier holt man sich wieder Kraft für die neue Saison!“

„Ja, wir Provinzialen,“ sagt der Fabrikant heiter, „wir haben doch das bessere Teil erwählt — nicht wahr, Lucie? — Uns bekommt die Ruhe ganz gut.“

Sie plauderten nun von gleichgiltigen Dingen, und nach einem Viertelstündchen empfiehlt sich der Anwalt.

Als er allein ist, sagt er sich, daß aus dem „Gänzchen“ von damals ein über alles Erwarten verteuftes Fräulein geworden ist, der den Hof zu machen sich schon lohnte.

Zu den nächsten Tagen hielt er sich noch ein wenig reserviert, weil er erst mal beobachten wollte, wie das Zusammenleben des Ehepaars sich gestaltet hatte.

Am fünften Tage, als er am Strand flanieren geht, trifft er die junge Frau allein im Strandkorb.

„Gestatten Sie, daß ich bleibe, gnädige Frau?“

Ueberlegen lächelt sie.

„Aber ich bitte, Herr Doktor.“

Kleine Pause.

Dann er, etwas verlegen durch ihre beschauliche Ruhe: „Sie sind also, wie ich vorausgesehen habe, recht glücklich geworden, was?“

Zufrieden lächelt sie. „Nicht nur recht, sondern auch wirklich glücklich; ja, ich schulde Ihnen Dank für Ihren guten Rat.“

„O, bitte, bittel! Aber ich will Ihnen etwas sagen, gnädige Frau, ich habe gute Augen, und besonders für die Verhältnisse anderer Leute. Mir spielt man keine Komödie vor.“

Jetzt lacht sie laut auf.

„Ich denke auch nicht im entferntesten daran, Herr Doktor!“

„Verstellen Sie sich doch nicht, Frau Lucie! Sie sind nicht glücklich, das sehe ich ja klar! Und Sie können es ja auch gar nicht sein!“

Zwei so verschieden geartete Wesen, das ist ja einfach undenkbar.“

„Aber Sie schlagen sich ja mit Ihren eigenen Worten.“

„Ach was! Das war doch damals nicht mein Ernst! Wie konnten Sie sich auch so schnell entschließen?“

„Hören Sie, Herr Doktor! Wenn Sie das Leben kennen, werden Sie auch wissen, was es für ein mittelloses Mädchen heißt, wenn sich ihr eine glänzende Partie bietet — oft kommt so etwas nicht vor, und deshalb habe ich Ihre damals so gut gemeinten Worte beherzigt. Und wenn ich auch nicht glücklich in der Art geworden bin, wie es mir in meinen Jugendträumen vorschwebte, so tröste ich mich damit, daß es ja gar kein vollkommenes Glück giebt, und bin zufrieden, daß es nicht schlechter geworden ist.“

„Und wohin soll das führen?“

„Ich brauche wieder Ihre Worte: der Mensch ist ein Gewohnheitstier.“

„Aber ich bitte Sie! Mit 25 Jahren wollen Sie doch noch nicht in einem Provinznest verrotten, was?“

Lächelnd meint sie: „Mir wird wohl nichts anderes übrig bleiben.“

„Oho, ich weiß ein Mittel dagegen!“ Er blickt sie an und zeigt lachend seine starken, weißen Zähne.

„Das wäre?“ fragt sie ganz leise.

„Lassen Sie uns wieder gute Freunde sein, wie damals!“

„Und dann?“

„Oft wird aus Freundschaft Liebe.“

Nachdenklich lächelt sie.

„Damals sprachen Sie immer nur von Freundschaft zu mir.“

„Damals und jetzt — das ist doch etwas anderes,“ ruft er voll Begeisterung, „damals waren Sie ein kleines harmloses Fräulein —“

Sie unterbricht ihn lachend. „Nicht weiter, Herr Doktor! Lassen Sie sich von mir sagen, daß es gottlob doch noch etwas giebt, was uns schützt vor diesem Marasmus, aus dem Sie Ihre Lebensmaximen sich konstruiert haben!“ — Sie trat aus dem Korb heraus und rief: „Willi!“

Im nächsten Augenblick warf sich ihr ein blonder, kleiner Kerl von vier Jahren an die Brust, und, sie umfassend, rief er: „Was denn, Mütterchen?“

„Sehen Sie, das meine ich, Herr Doktor,“ sagte sie, leise zitternd, und küßte ihren Knaben.

Am selben Tage noch fand Herr Doktor Witfeld, daß die Wäder der Ostsee doch nicht stärkend genug seien, darum ging er an die Nordsee.



In einer Tartarenschule. Von Franz Eisenhut.

# Das Pflegekind.

Roman von Elsbeth Meyer-Förster.

[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

Das kühle Bedauern der anderen, der ärgerliche Ausdruck im Gesicht des Direktors, das alles hatte ihr zum Bewußtsein gebracht, wie lieblos im Grunde das Leben unter diesen nur für eigenes Wohl besorgten Existenzen war. Nicht zum ersten mal war ihr diese Ueberzeugung aufgestoßen. Sie hatte bereits mehrere solch' bittere Stunden kosten müssen, in denen ihr das Bewußtsein ihrer völligen Einsamkeit inmitten des Trubels ihres nunmehrigen Lebens schwer auf die Seele gefallen war.

Aber elastisch hob sich ihr Leichtsinn immer wieder aus solchen Momenten empor, und flatterte seines Weges weiter, voll Wagemut und Abenteuerlust, und voll Spott für die sentimentalen Anfälle.

Während sie jetzt ihre geflügelte Garde ordnete, die Requisiten für ihr Programm aus dem Korb packte, hatte sie ganz das forcierte und kaltblütige Aussehen aller dieser Leute, denen die Besorgtheit für das Gelingen ihrer Vorstellung eine so kalte Gleichgiltigkeit gegen alle anderen Interessen giebt.

In dem Hinterraum der Bühne schien sich ein Umsturz alles Bestehenden vorbereitet zu haben. Da standen Körbe, offene Kisten, verkleidete Menschen, seltsame Gerätschaften, da wudelten Tiere durcheinander, wurden Trapezpfeiler eingerammt; gigantische Riesensformen eines Zaubervaldes wuchsen auf unerklärliche Weise aus einem Pappkasten hervor, falsche Waden und Bäuche lagen umher, und mysteriöse Wachsfiguren mit schlaff zusammengeklappten Gliedern entfielen der Hülle schwarzer Tücher, um auf den Leib gelegt und in den Maschinerien ihres Rückens geprüft und aufgedreht zu werden.

Aber wie wenn eine unsichtbare Hand schlichtend in dieses Chaos griffe, lichtete sich alles. Ordnung und System kam in das anscheinend so wüste Durcheinander; es bildeten sich Gruppen, deren jede ihre eigene Welt umfaßte. Da sah man den Bauchredner, der einen Mohren, einen Clown, ein verwegenes aussehendes Bürschen und den König auf dem Thron in menschliche Stellung brachte, während zwei Arbeiter das betretene Podium herbeischoben, auf dem diese Herrschaften Platz zu nehmen hatten, worauf ihnen mysteriöse Maschinen in den Rücken geschoben wurden.

Der Zaubervald froh in den Pappkasten zurück, und wurde samt einer Batterie Gläser, Flaschen, künstlicher Blumen und Totenköpfe in eine Verienkung gebracht, die sich unterhalb eines kleinen, in der Mitte der Bühne postierten Tischchens befand.

Nettchen mit ihren Tieren hatte die zweite Nummer des Programmes, während Kofi und Minja die Vorstellung eröffneten. Als Nettchen mit ihrer Schar auf die Bühne trat, schenkte man vor allem ihrer reizenden Erscheinung Aufmerksamkeit, ehe man sich ihren Tieren zuwandte.

Die Darstellung ging gut von statten; die Gänse schienen ihre glücklichsten Momente zu haben, und der Truthahn war wie von einer Art Frühlingssrausch bejessen; ohne jede Aufforderung wiederholte er sein Bravourstück, durch einen brennenden Reifen zu fliegen und dabei sein Rad zu schlagen, unzählige mal.

Da, als Nettchen sich hochaufatmend eben für den gespendeten Beifall dankend verbeugen wollte, rief jemand aus dem Publikum: „Wo ist der Hahn?“

Alle blickten gespannt auf den Frager, und dann in ihr Programm. „Es ist wahr,“ hörte man murmeln, „hier steht doch mit ihrem dressierten Hahn, der eine Pistole abschießt.“

„Wo ist der Hahn,“ hörte man einen zweiten Ruf.

Und irgend ein Radaulustiger setzte hinzu: „Und wo ist die Henne?“

Das Wort schlug ein wie der Blitz. Sofort wurde es wie eine Münze aufgegriffen und flog von Mund zu Mund.

In diesem kleinen Badeort, wo nie die geringste Sensation vorfiel, wurde diese an die Freiheiten der großstädtischen Theater erinnernde Publikunart als etwas ganz neues belacht.

Man sah sich nach den Urhebern um, — mehreren jungen, gutgekleideten Männern, die als „Berliner“ in der bunt zusammengewürfelten Badegesellschaft die ihnen gebührende Rolle spielten.

„Wo ist der Hahn? Wo ist die Henne?“ riefen jetzt auch einige junge Witzköpfe des Ortes.

Das Amüsement stieg. Die Damen lachten so herzlich, daß sie sich die Taschentücher vor die Lippen halten mußten.

Nettchen stand rot auf der Bühne. Sie hörte das Lachen und Zischeln, und halb besinnungslos vor Erregung, von ihrem heißen Blut übermannt, vom lauten Gelächter zu blinder Wut fortgerissen, rief sie mit vor Thränen funkelnden Augen in der Richtung nach den Herren: „Der Hahn ist gestorben. Machen Sie, daß Sie aus dem Garten kommen.“

Ein Gelächter, so laut, daß es wie ein Windstoß über die Gesellschaft hinwegfuhr, folgte diesen Worten. —

„Wollen Sie gleich hinter die Koulissen kommen,“ schrie zorn-

bebend der Direktor aus dem Hintergrund hervor in das Toben hinein.

Aber Nettchen reagierte nicht. Ein Bild der wortlosen Erregung blieb sie, nach Luft ringen.

Da geschah etwas Unerwartetes.

Mr. Seitre, der Jongleur trat vor. Flüchtig verbeugte er sich vor dem Publikum, um darauf blitzschnell mit seinen Produktionen zu beginnen. Hin- und herschreitend auf der Bühne, erging er sich in einem wahren Feuerwerk von Experimenten, das die Augen aller zur Bewunderung seiner Leistungen zwang.

Nettchen war zur Besinnung erwacht.

Dankbar für den Rückzug, den ihr der junge Mann ermöglichte, schlich sie sich hinter die Koulissen.

Eiseshühle von allen Seiten empfing sie.

Nur Minja, die sich in einer Ecke verkrochen und jammernd über Halschmerzen geklagt hatte, trat zu ihr und sagte tröstend: „Weinen Sie nicht! Mama hat man auch schon oft ausgelacht.“ Ungerührt von diesem Trost, schlich Nettchen ihrer Kammer zu.

Stumpfsinnig packte sie das Federvieh in den Korb, dem sie eine Luftluke ließ, setzte sich dann auf einen alten Rohrstuhl und begann den Glanz ihrer Verkleidung abzuwerfen.

Grau und zerrissen, wie die Wände in dieser Kammer, schien ihr in diesem Augenblick das Leben.

Sie dachte zurück an den Tag, wo bereits einmal der Hohn der Menschen sie so schwer getroffen hatte — damals, als sie den Luftballon nicht besteigen wollte.

Irgend ein übernatürliches Mißgeschick, ein finsterner Reid der Götter mußte sich an ihre Fersen heften, daß er ihre Erfolge trübte und zerriß.

In ihrem stumpfen Brüten wurde sie durch einen wahren Sturm von Stimmen geweckt, die mit „Bravo“- und „da capo“-Rufen das Haus erschütterten.

Langsam öffnete sie die Thür ihrer Kammer eine Spalte breit.

Mr. Seitre trat aus den Koulissen. Der brausende Beifall verfolgte ihn bis in den Hintergrund dieses Raumes.

Er sah kalt und ruhig aus. Gleichgiltig balanzierte er, gleichsam ein zur Angewohnheit gewordenes Spiel fortsetzend, seinen Fihhut und Regenschirm vor sich her.

Nettchen hatte ihr Kleiderpaket ergriffen, trat aus der Garderobe, und gestellte sich wie zufällig dem jungen Manne zu.

Er grüßte flüchtig; ohne sich weiter nach ihr umzusehen, schritt er dem Ausgang zu.

Ohgleich er den dunklen Seitenweg des Gartens nahm, wendeten sich doch ein paar Frauencöpfe aus dem Publikum nach ihm um.

„Das ist der Jongleur!“ flüsterte man.

Nettchen hatte sich den Kopfhawl tief übers Gesicht gezogen; niemand erkannte sie, wie sie, verummmt bis über die Ohren, ein Kleiderbündel im Arm, aus dem Bühnenraum heraustrat. Niemand hätte in dieser flüchtig dahin eilenden Frauengestalt den reizenden und in seiner wilden Festigkeit so amüsanten Bagen von vorher erkannt. —

Mr. Seitre schritt eilig durch den Hof und stieg in den grünen Wagen ein.

Es verlangte ihn danach, für die ersten, ungestörten Minuten nach den Strapazen und dem Trubel des Tages allein zu sein. Zudem wollte er einen Plan ins Werk setzen, der ihm noch im Laufe des Tages gekommen war.

Ein verächtliches Lächeln schwebte um seine Lippen, als er in die Kammern, Kämmerchen und Ställe blickte. —

Er hatte ein Engagement bei Stanioli unter diesen für ihn, den gefeierten Artisten im Grunde beschämenden Umständen neben seinen Geldsorgen nur angenommen, um Gelegenheit zu finden, sich vor dem Auftreten in großen Städten und vor einem weniger anspruchsvollen Publikum, in seiner Sicherheit zu üben.

Aber dieser erste Tag bei der Truppe, in einer Umgebung, wie er sie seit seinen Kinderjahren nicht mehr gekannt hatte, demüthigte ihn.

Er dachte an „Bauer“ in Berlin, und das „Café de la Paix“ in Paris, wo er seinem Range zum Vornehmen folgend, die Mitternachtsstunden zugebracht hatte, während er die Artistenlokale, in die seine Kollegen untertauchten, verschmähte.

Der Abstand zwischen jenem Dasein und dem jetzigen konnte nicht größer sein. Er grübelte über diese Wechselfälle einer solchen, stets auf den Zufall gestellten Laufbahn nach, vor seinen Augen erschien eine andere Welt als die seine, ein Funkeln von Gold und wieder Gold fuhr blendend durch seine Träume, und seine Augen weiteten sich und wurden starr.

Nettchen war leise an ihm vorbei geschlichen. Sie ging in

ihre Kammer, legte ihr Bündel ab, löste ihr Haar und neigte mit frischem Wasser ihr Gesicht. Eine schwere, ungewohnte Traurigkeit lag über ihrer Seele. Sie öffnete ihr Kammerfenster und lehnte sich weit hinaus.

Wie ein goldenes Horn hing der Mond zwischen, flockigen, dunklen Gewölken am Himmel. Ab und zu blitzte aus dem Geflocht ein Stern hervor, wie ein glänzender Knopf aus unendlich weit hin verbreitetem, tiefgefärbtem, wogenden Sammet.

Sanft reckten sich die Linien des nahen Gebirges am Horizont empor, eine Luft, vom Dufte über das ganze Land verbreiteter Nadelwälder förmlich schwer, drang gleich einer Wolke in den kleinen, schwülen Kammerraum. Rings war die ländliche Welt so still, als habe eine Riesenhand sich beschwichtigend auf sie niedergelegt; nur aus dem Thale herauf kam ab und zu der nachwehende Klang einer Ziehharmonika, deren dünne Melodie der Abendwind auf seine Flügel nahm.

Nettchen stand regungslos, und ohne daß sie es mußte, von seltsamer Bewegung ergriffen, faltete sie die Hände. Im Ausschneid des dunklen Fensters hob sich ihr Gesicht wie eine helle Silhouette ab. Ihre großen, blauen Augen waren feucht. Der eigensinnige Mund war schmerzlich, wie bei einem weinenden Kinde verzogen.

Ihre schönen Arme hatte sie um die Pfosten des Fensters geschlungen, und so stand sie da, zum ersten mal in ihrem Leben ein Bild der Hilflosigkeit und Trauer.

So sah sie Mr. Seitre, den seine unruhigen Träume aus der Enge des sonderbaren Wohnhauses trieben. Er hatte die kleine Treppe verlassen, und stand unschlüssig vor der Thür. Was beginnen mit den Stunden, die noch vor ihm lagen? Von dem Zauber der vor ihm ausgebreiteten Frühlingswelt merkte er nichts; er empfand nur, daß kein Café de la Peix in der Nähe war, keine französischen Billards und Dominoesteine.

Als Nettchen ihn erblickte, fuhr sie leicht zusammen; aber sie änderte ihre Stellung nicht.

„Bonsoir,“ sagte Mr. Seitre, in dem er leicht den weißen Filzhut lüftete.

Nettchen wiederholte diesen Gruß. Unsicher, als müßte ihre Zunge über einen Kieselstein.

„Sie sprechen nicht französisch?“ fragte der Franzose mit seiner scharfen Silbenbetonung, indem er näher trat.

Nettchen verneinte schüchtern. Ihre Sicherheit war diesem jungen Manne gegenüber wie weggeblasen.

„Ca ne fait rien,“ sagte der Franzose. „Ich können auch deutsch.“ Eine Pause trat ein.

„Sind Sie schon lange hier?“ fragte Mr. Seitre endlich, dessen kühltes Gesicht nichts von seiner Gleichgültigkeit verlor.

Nettchen erwiderte rasch, und gab in wenigen Worten einen kurzen Umriss ihrer Lebensgeschichte, ganz von dem plötzlichen Wunsche befeelt, sich in ein möglichst gutes Licht zu setzen.

„Ich haben gewußt,“ sagte Mr. Seitre langsam, indem er sein Pfeifen aus der Tasche zog und zwischen die Zähne klemmte. „Sie sein eine kleine Bourgeoise.“

Nettchen wußte nicht ob sie diese Bezeichnung in gutem oder schlechtem Sinne deuten sollte.

„Wie meinen Sie das?“ fragte sie schüchtern.

„Oh,“ entgegnete der junge Franzose, „das heißt, daß Sie sein eine Mädchen mit blonde Haar, mit kalte Sinn und aus gute, bürgerliche Famil, — was nicht passen zu Mademoiselle du Trapes, und zu grüne Wagen.“

Nettchens Augen flammten auf. „Da raten Sie schlecht!“ rief sie aus, „gerade das Gegenteil ist der Fall! Nie in meinem Leben habe ich in die bürgerliche Familie hineingepaßt, nie mich in ihr glücklich gefühlt, — wäre ich ihr sonst fortgelaufen?“

„Sie werden schon wieder zurückkehren — attandez!“ — sagte der Franzose, in dem er leicht die Asche von seiner Zigarre stäubte. „Ich will es Ihnen verschwören mit mein Blut.“

Abermals trat eine Pause ein. Abermals fühlte Nettchen aus der Nähe des jungen Mannes etwas zu sich aufsteigen, was sie noch bei keinem empfunden hatte: Ein geistiges, starkes, sie nieder zwingendes Uebergewicht.

„Wir werden ja sehen,“ sagte sie endlich tonlos. Ein Gefühl von Bangigkeit schnürte ihr die Kehle zu. „Wie schön bloß dieser Abend ist,“ stammelte sie hervor, um etwas zu sagen.

Mr. Seitre blies langsam den Rauch der Zigarre in die Luft hinaus. Er antwortete nicht. In seinem Blick, der starr in die Ferne gerichtet war, lag eine seltsame Träumerei, — nichts Weiches, was mit der Frühlingsnacht in Zusammenhang hätte stehen können. — Nettchen blickte schen nach ihm hin. Seine schwarzen Augenbrauen, die im Sinnen fast ineinandergingen, seine Blässe und der verlangende, fast gewaltthätige Ausdruck seines in die Ferne gerichteten Blickes zog sie seltsam an.

„Es wird kühl,“ sagte sie, indem sie zusammenschauerte. Mit nachlässiger Höflichkeit lüftete der junge Mann seinen Hut: „Lassen Sie sich nicht stören durch mich — wenn Sie sich wollen zurückziehen,“ sagte er. Er verbeugte sich halb, — dann schritt er an dem kleinen Fenster vorbei, dem von gegenüber grüßenden Wirtshause zu. Nicht lange währte es, da konnte man von dort drüben das Hallo der ihn begrüßenden Stimmen der anderen Artisten vernehmen. Und Nettchen, die noch immer am Fenster stand, hörte vor allem das Lachen der Trapezkünstlerin.

(Fortsetzung folgt.)

### ✻ Allerlei. ✻

Der Bedeutung des Namens Anhalt ist man in Folge von Ausgrabungen auf die Spur gekommen, die auf Veranlassung des Prinzen Aribert aus der anhaltinischen Stammburg auf dem Hausberge im Seltetal im Unterharz vorgenommen werden. Dabei wurden etwas südlich am Abhang unter anderem auch die Grundmauern der romanischen Kirche des ehemaligen Dorfes Anhalt entdeckt. Dicht dabei wurde eine ansehnliche Eisenschlackenhalde aufgefunden und davon haben wohl Dorf und Geschlecht und Schloß ihren Namen, da das Dorf „an der Halde“ lag. Das beweist auch die aus dem Jahre 1140 zuerst überlieferte Namensform der — aus dem Dorfe hervorgegangenen — Burg „Anahald.“

Die Minderwertigkeit der unzivilisierten Rassen wird so häufig als ein unbestreitbares Faktum hingestellt. Interessant sind die Ausführungen über diese Frage, die der berühmte und gelehrte Philippino Dr. Rizal, welchen die Spanier in den letzten Jahren ihrer Regierung hinrichten ließen, hierüber machte. Als er in seiner Jugendzeit mit den Spaniardern, den herrschenden Weißen auf den Philippinen, zusammen dieselbe Schule besuchte, erfaßte ihn gegen die faulen und nichtstehenden Weißen eine große Verachtung. Der begabte Knabe löste spielend die Aufgaben, welche seinen spanischen Mitschülern große Schwierigkeiten bereiteten, und nun glaubte er, daß alle Tagalen bei weitem höher ständen als die Weißen. Als er später in Europa studierte, hatte er bald seinen Irrtum erkannt. Um aber einen Maßstab zu gewinnen, ob seine Stammesbrüder, die Tagalen, auf einer niederen Stufe als die Europäer stehen, hat er jahrelang Studien gemacht. Er beobachtete deswegen während mehrerer Jahre Deutsche, Franzosen, Engländer, die unter den gleichen Bedingungen lebten wie die Tagalen, d. h. Bauern. Auf Grund dieser eingehenden Untersuchungen kam er zu der Ansicht, daß die verschiedenen Rassen sich nur durch den Körperbau und die Hautfarbe unterscheiden, daß aber die geistigen Eigenschaften der einzelnen Völker durchaus nicht verschieden sind, man sollte nicht eben immer die gebildeten Europäer, die in die Tropen kommen, mit den ungebildeten niederen Rassen der Bevölkerung vergleichen, sondern vielmehr mit den höheren Klassen. Wenn Völker sich zu einer hohen intellektuellen Stufe erheben, so hängt dies nicht von der intellektuellen Begabung eines Volkes ab, sondern vom Glück und anderen Faktoren, welche man teilweise erkennen kann, teilweise auch nicht. Die einzelnen Rassen stehen aber unter dem Einfluß derselben Leidenschaften. Die Motive zu ihren Thaten sind stets dieselben, nur die Form, wie sie ihre Gefühle ausdrücken, und der

Weg, welchen sie zur Ausführung ihrer Thaten wählen, ist verschieden. — Diese Anschauung findet keine unbedingte Bestätigung. Die Abtufungen in der Begabung der verschiedenen Völkerschaften sind doch wohl vorhanden.

**Schuhpuzer als Millionäre.** Die „New York World“ veröffentlichte kürzlich die Porträts und die Biographien von sieben Schuhpuzern, die Millionäre geworden sind. Eine solche Laufbahn ist aber nur in Amerika möglich, das auch für die Schuhpuzer das gelobte Land ist. Im alten Europa scheint das ehrbare Gewerbe unaufhaltsam zurückzugehen, wie in einer Studie über die Schuhpuzer, die in der „Revue“ veröffentlicht wird, zu lesen ist. Die Zahl der Schuhpuzer geht besonders in Frankreich, wo ihre Lage ehemals recht gut war, zurück. Kaum giebt es heute im Seine-Departement ihrer noch 2130. Man führt diesen Rückzug auf die automatischen Schuhpuzer zurück, die für zwei Sous die Stiefel blank machen. Früher trugen die Schuhpuzer auch Briefe, billets doux — heute hat die Rohrpost ihnen diesen Dienst abgenommen. So wandern denn die Stiefelpuher über das Meer aus. Die Vereinigten Staaten bieten den günstigsten Boden für den Schuhpuzer, weil bei der hohen Auffassung von der Würde der Persönlichkeit die Diensthofen im Hause der Schuhpuhen nicht übernehmen. Die Schuhpuzer finden dort nur Konkurrenz unter den Negern und unter den — Gentlemen. Es wurde nämlich einmal erzählt, wie die jungen Leute in einem amerikanischen Hause auf dem Lande mit einander im Frühaufrücken wetteiferten, um die Schuhe der Damen zu puhen; allerdings giebt es ein Instrument ad hoc, das den Gentlemen-Stiefelpuher nicht allzu sehr beschmüht. Der Schuhpuher der neuen Welt verdient mit Leichtigkeit seine zwei Dollars den Tag, und vom Glück Begünstigte sind, wie erwähnt, schon Millionäre geworden. Einer von den sieben ist Antonio L'Arte, ein großer Sportsman, der unlängst eins seiner Pferde für 50 000 Dollars verkaufte.

### ✻ Unsere Bilder. ✻

In einer Tartarenschule. Ein krasser Gegensatz zu unseren Lehranstalten ist die Tartarenschule auf unserem Bilde, die originell und abstoßend zugleich auf den Beschauer wirkt. Ein Lehrer erklärt seinen Schülern den Koran und gespannt folgen diese ihm; aber wohl weniger aus Wissensdrang, als aus Furcht vor den grausamen Strafen, die ihrer sonst harren. Als abschreckendes Beispiel liegt bereits ein unaufmerksamer Schüler geknebelt und zusammengeschnürt am Boden. Doch weder Lehrer noch Schüler achten auf ihn und sein Zammern, sondern fahren ruhig fort in der Lehre des großen Propheten.

**Kalifornien**, dieses herrliche Land an der West-Küste von Nord-Amerika mit seinem beständigen Klima, seinem ungeheuren Reichthum sowohl der Tier- wie Pflanzenwelt, seinen landschaftlichen Schönheiten, ist die Perle unter allen Theilen der Vereinigten Staaten Amerikas. Es erfreut sich einer sehr zahlreichen Bevölkerung die von Jahr zu Jahr wächst und sich großer Wohlhabenheit erfreut. Unser Bild zeigt eine Eigenart der dortigen Bewohner, die in den mächtigen Seen des Landes, an welchen einzelne Teile desselben besonders reich sind, oder am geschützten Meerbusen, ihre Villenbauten im Wasser auf großen Rachen aufgeschlagen haben. Hier verbringen sie ihre Mußestunden und den größten Teil der heißen Jahreszeit und ein sehr bewegtes und interessantes Leben entwickelt sich in solchen Kolonien bei festlichen Anlässen. Kleine Boote, von welchen jede Wasservilla mindestens eins besitzt, vermitteln den Verkehr mit dem Lande, während die Rachen selbst, auf welchen die Häuser errichtet sind, meistens fest verankert sind.

### ☞ Gemeinnütziges. ☞

**Kalte Abreibungen** sollen nur morgens gemacht werden, so gleich nach dem Aufstehen, wenn der Körper noch die ganze Bettwärme in sich trägt. Je schwächer der Körper, je höher muß die Temperatur des angewendeten Wassers sein, je kräftiger, desto kälter kann dasselbe genommen werden. Man trockne den Körper nach der Waschung nur wenig ab, kleide sich mit feuchter Haut eventuell schnell an und mache tüchtige Körperbewegungen bis zur Erwärmung oder lege sich noch so lange in das Bett zurück, bis man trocken und warm geworden ist. — Kühle oder kalte Abreibungen, Waschungen, Bäder usw. bei kaltem, fröstelndem Körper vorzunehmen, ist gänzlich falsch und kann nur schädliche Folgen haben.

**Starke Gerüche von den Händen zu entfernen.** Wenn man mit starkriechenden Stoffen, wie z. B. Wisam, Delen, Leberthran usw. zu thun hat, so erreicht man oben genannten Zweck, wenn man die Hände mit gemahlener Senf reinigt. Auch Gerätschaften aller Art, Porzellanbüchsen, Hornmesser, Löffel, welche mit diesen starkriechenden Substanzen in Berührung kamen, lassen sich auf diese Weise leicht reinigen.

**Um Fliegen aus Milchstellern zu vertreiben**, wird in der „Illustr. landw. Ztg.“ empfohlen, durch blaue Scheiben ein abgedämpftes Licht herzustellen, in dem sich Fliegen und dergl. nicht zu halten vermögen. Allerdings sind diese eigentlich für Stallungen bestimmt, indes werden sie auch in Milchstellern mit Erfolg Anwendung finden. Wird der Keller frisch gefalßt, so wäre zu raten, dem Kalk etwas Maun beizufügen.

**Kalter Leim.** Nächsthend beschriebener kalter Leim ist dem Fischleim völlig gleich zum Aufleben von Beschlägen, Auflagen, Schienen usw. auf Leder jeder Art und dabei billiger. Man nimmt gewöhnlichen heißen Leim, mittelstark, und setzt demselben soviel Salzsäure zu, daß er beim Erkalten flüssig bleibt. Dies ist der sogenannte kalte Leim der Portefeullemacher.

### ☞ Nachtsch. ☞

#### 1. Bezierbild.



Wo ist die Schwester?

#### 2. Buchstabenrätsel.

„Du schreibst so lange schon kein Wort,  
Und düstert im Gemüte;  
Ist denn der Baum nun ganz verdorrt,  
Der einst so herrlich blühte?“ —  
„Ach, Freund, wie peinigt mich das Wort,  
(Zwei Laute draus genommen);  
Zög dieser böse Geist doch fort,  
Um nie zurück zu kommen!  
Er legt mir Geist und Leib in Haft,  
Wie ich mit ihm mag ringen;  
Er raubt mir alle Lust und Kraft  
Und lähmt zum Flug die Schwingen.“

#### Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Im Stat liegt Coeur-Ah und König. Mittelhand hat: Kreuz- und Wit-Benzel, Kreuz-Neun, Wit-Zehn, König, Karo-Ah, König, Neun, Acht und Sieben. Hinterhand hat den Keil. 1. Coeur-Sieben, Wit-Benzel, Karo-Wenzel (- 4); 2. Kreuz-Neun, Ober, König (+ 7); Coeur-Acht, Kreuz-, Coeur-Wenzel (- 4). Mittelhand muß jetzt Karo bringen und Vorhand giebt nur noch einen Stich in Pik ab, der den Gegnern 10 Augen einbringt.
2. Morpheus, Dyrheus.
3. Morchel, Euphrat, Friesen, Hermann, Geruler, Mailand, Leopard, Garoupe. — Chemulpo.
4. Met, Mut.

### ☞ Lustiges. ☞

#### Ein Fuß-Virtuos.



**Jung-England:**  
„Sieh doch, Papa, wie gut der Mann Fußball spielt, den wollen wir doch gleich in unsern Klub aufnehmen!“

#### Sie kennt sich aus.

Mutter: „Wenn Du wieder Ohnmachten bekommst, dann bitte doch Deinen Mann, daß er Dir die neue Arztin rufen läßt!“  
Tochter: „Glaubst Du denn diese mißgünstige Person würde mir einen neuen Hut oder ein Kleid zur Beruhigung oder gar eine Badereise verordnen?“

#### Entweder — oder.

„Was ist das Piccolo, Du beklagst Dich über den Privatier Huber?“  
„Jawohl, Herr Prinzipal, entweder soll er mir ein Trinkgeld geben, oder „Sie“ zu mir sagen!“

#### Entschlüpft.

Frau (vor dem Juwelierladen): „Sieh mal in den Schnud habe ich mich ganz verliebt!“  
Mann: „Komm... mach mich nicht eifersüchtig!“

#### Unter Rat.

Opernsängerin (zum Kritiker): „Nachdem ich Ihnen einige Proben meiner Kunst gegeben — zu welcher Partie würden Sie mir raten?“  
Kritiker: „Wenn Sie ein reicher und ehrlicher Mann um Ihre Hand bittet, dann sagen Sie „ja“!“

#### Vergaloppiert.

Sie: „Teuerster, wenn auch ich weit, weit weg wäre, könntest Du mich doch lieben?“  
Er: „Welch eine Frage, je weiter Du wärest, desto mehr würde ich Dich lieben!“

#### Alles möglich.

Frau A.: „Eben ist ja ein Radfahrer so schwer verunglückt!“  
Frau B.: „Mein Gott, es wird doch nicht mein Mann gewesen sein?“  
Frau A.: „Hat der denn ein Rad?“  
Frau B.: „Nein, aber er könnte sich doch eins gekauft haben!“

#### Unbedacht.

Gast: „Was giebt's denn heute zu Mittag?“  
Wirt: „Schweinszunge.“  
Gast: „Die wächst mir ja schon zum Halse heraus!“

#### Angeführt.

„Können Sie hübsche Kunststücke machen, Herr Meyer?“  
„Großartig, — ohne Apparate. Ich kann z. B. mit diesem Stein jene große Spiegelscheibe in tausend Trümmer schlagen!“  
„Das ist doch kein Kunststück!“  
„Na, bitte, genau in tausend?“